

2 Das Gemälde von Antonello

Es existiert nur eine einzige Fotografie von Francesco (Frank) Defatta, die seinen Aufenthalt auf dieser Erde bezeugt. Der Bauer aus Cefalù, der »am düsteren Ende des sterbenden Jahrhunderts«, wie es in einem Revolutionslied heißt, in Tallulah gelyncht wurde, hatte sie in einem Fotoatelier in Vicksburg anfertigen lassen. Diese so bedeutende wie schöne Stadt, errichtet auf einer steil vorspringenden Anhöhe über dem Zusammenfluss von Mississippi und Yazoo, gilt wegen ihrer strategischen Bedeutung im Amerikanischen Bürgerkrieg als das »Gibraltar der Konföderierten«. Frank hatte auch seinen Bruder Joe und seinen Vetter Rosario Fiduccia mitgebracht. Die drei *Dagos* steckten in guten Anzügen, die ihnen der Fotograf zu diesem Anlass überlassen hatte: dunkle Jacke, weißes Hemd, breite Krawatte, Weste. Darüber gut sichtbar eine schwere goldene Kette, der Verweis auf die Uhr in der Westentasche. Wie jeder andere vor dem Objektiv, machen auch Defatta und Fiduccia einen steifen Eindruck. Joe sitzt halb auf der Armlehne eines Korbschaukelstuhls und hält einen Hut in der Hand. Fiduccia steht neben einer quadratischen Säule aus falschem Marmor, den Ellbogen aufgestützt.

Unsere drei hatten demzufolge ein paar Sprossen der sozialen Leiter erklommen: Sie waren zu *businessmen* geworden. Und zugleich genau das geblieben, was man sich unter einem *Dago*, einem Sizilianer also, vorstellte – sprich, wie die Berichte der populären Zeitungen und die gelehrten Messungen der Forscher übereinstimmend erklärten, die klassischen Exemplare einer »Rasse«, die nicht wirklich weiß, sondern von einer minderwertigen Farbe war. Ihre Hautfarbe resultierte, um es wissenschaftlicher auszudrücken, aus einer jahrhundertelangen Vermischung mit afrikanischem Blut. Das hatte bereits zu Zeiten Hannibals seinen Anfang genommen, sich still und leise fortgesetzt und schließlich gar für den Niedergang und Fall des Römischen Reiches gesorgt.

Etwa neun Jahre vor dem Lynchmord war in weiten Teilen Amerikas bereits eine Klassifizierung nach Rasse, Herkunft und Intelligenz verbreitet. Die Neue Welt rief Millionen von Menschen auf der Flucht vor Hunger, Ungerechtigkeit und Verfolgung. Aber es galt auf der Hut zu sein, wen man sich da ins Haus holte. Und im Fall von Louisiana handelte es sich um eine der turbulentesten Anlaufstellen.

Die Vorstellungen der Amerikaner erwiesen sich damals als recht konfus. Die Gründerväter beispielsweise waren so sehr auf Rom und das alte Griechenland fixiert, dass sie in allen ihren öffentlichen Gebäuden und Monumenten die Bögen und Säulen der antiken mediterranen Kultur kopierten. Dann allerdings begannen sie, Unterschiede zu machen. Der Senator von Louisiana, James Eustis, ein Politiker, der später als Botschafter nach Frankreich ging, brachte es 1890 in einer öffentlichen Rede folgendermaßen auf den Punkt:

Es ist völlig in Ordnung, Einwanderer aus Norditalien aufzunehmen. Stattdessen aber kommen alle Italiener, die es derzeit zu uns zieht, von der Stiefelspitze und

dem Absatz der Halbinsel und aus Sizilien. In Norditalien, da sind sie wirklich Kelten, genau wie die Franzosen und die Iren, und in der Tat stammen sie in direkter Linie von den Lombarden ab. Die Sizilianer und Kalabresen dagegen sind ein buntes Gemisch von Nachkommen ehemaliger Piraten, Mauren und degenerierten lateinischen Rassen, die es nach dem Fall des Römischen Reiches umhergetrieben hat.

Betrachtet man die Fotografien der Defattas, ihre kurzgeschnittenen, vollen Haare, deren Ansatz tief in die Stirn reicht, die riesigen schwarzen Schnurrbärte, die dichten Augenbrauen, die quadratischen Gesichter, die ganz sicher dunkler sind als die eines Iren oder Deutschen, dann bemerkt man auch etwas in ihrem Blick. Joe und Frank Defatta sind keine Denker oder Melancholiker; ihnen haftet weder etwas Rebellisches noch Unterwürfiges an. In beider Blick liegt vielmehr etwas Verhaltendes, Beobachtendes. Dem Anschein nach sind sie sehr ernsthafte, gefasste junge Männer, beinahe haben sie etwas von Märtyrern. Aber es scheint, als sei diese übermäßige Strenge nur aufgesetzt, als könnte sie nur mit Mühe für den Moment der Aufnahme bewahrt werden. Ihr Mund ist schon bereit, sich zu einem Lächeln zu verziehen, die Augen sind kurz davor, sich unter großem Gelächter zu Schlitzen zu verengen.

Die fünf Gelynchten von Tallulah stammten alle aus der antiken Stadt Cefalù an der Nordküste Siziliens. Seit Urzeiten ist Cefalù bekannt wegen seines spektakulären Kalkfelsens am Meer und der byzantinisch-normannischen Basilika, mit deren Bau König Roger II. Mitte des zwölften Jahrhunderts beginnen ließ, als Dank für seine Errettung aus Seenot. Die bedeutende Hafenstadt Cefalù liegt an einer schwierigen, im

Winter von heftigen Stürmen heimgesuchten Küste, zwischen Palermo und Termini Imerese im Westen, Milazzo und Messina im Osten. Gegenüber öffnet sich der Archipel der Äolischen Inseln, der seit der Antike Zentrum der Zivilisation und des Seehandels und der Hafen schlechthin zwischen Neapel, Sizilien und Malta ist. Seit zweitausend Jahren wird das Land hier kultiviert, werden Weizen, Oliven, Wein und vor allem Zitrusfrüchte angebaut. Die Araber brachten ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem mit, dem sich üppige Zitronenhaine verdanken. Zur Zeit unserer Geschichte verkehrte eine Eisenbahn nur wenige Meter vom Meer entfernt zwischen Messina und Palermo (sie fährt heute noch, allerdings recht langsam). Von den zwölftausend Einwohnern waren damals zehntausend vollständige Analphabeten.

Cefalù, diese Stadt mit dem sonderbaren Namen, berühmt für die Mosaiken im Dom, für ihre mittelalterlichen, mit Strandkieseln gepflasterten Gassen, zählt zu den Wahrzeichen Siziliens. Auch international gilt sie als eines der wichtigsten Symbole sizilianischer Identität, seit 1961 der Regisseur Pietro Germi in seinem hinreißenden Film *Scheidung auf Italienisch* die Figur des »Baron Cefalù« erfunden hat, gespielt vom jungen Marcello Mastroianni, der sich in seine sechzehnjährige Cousine Angela (Stefania Sandrelli) verliebt. Dieser Baron Cefalù ist ein adliger Habenicht, ein Faulpelz mit pechschwarzem pomadisiertem Haar und Oberlippenbart. Er heckt einen raffinierten Plan aus, seine Frau aus dem Weg zu schaffen, um endlich seine Cousine heiraten zu können. Fünfzehn Jahre später – Cefalù war bereits zu einem der wichtigsten touristischen Anziehungspunkte Siziliens geworden – beleuchtete Vincenzo Consolo in seinem Roman *Das Lächeln des unbekanntenen Matrosen* die Rolle der Stadt während des Risorgimento, der italienischen Einigungsbewegung im neunzehnten Jahrhundert. Erzählt wird die Geschichte

des Barons Enrico Pirajno di Mandralisca: ein Adliger und Wissenschaftler – sein Gebiet war die Malakologie, die Erforschung von Schnecken und Muscheln – mit sehr liberalen Ideen, in einem Cefalù zur Zeit von Garibaldis Zug der Tausend und den blutigen Erhebungen um Grund und Boden, zu denen es in jenen Jahren kam. Pirajno (es gab ihn wirklich) mit seiner aufrichtigen Hoffnung auf eine soziale Revolution erwies sich als Gegenstück zum aristokratischen Zynismus eines Don Fabrizio Corbera, Fürst von Salina, dem Helden von Tomasi di Lampedusas Roman *Der Gattopardo* (in der Verfilmung von Luchino Visconti übrigens außerordentlich gelungen dargestellt von Burt Lancaster, einem amerikanischen Schauspieler mit leuchtend blauen Augen). Im *Gattopardo* tritt die Masse der Bauern, der Ausgebeuteten, der von Garibaldi Getäuschten kaum in Erscheinung, der Roman gibt der Unbeweglichkeit einer niedergehenden Aristokratie Raum, die sich mit einer neureichen Klasse von Aasgeiern verbündet. Dafür brechen im *Lächeln des unbekanntten Matrosen* die Entrechteten in die Szene ein, bahnen sich mit dem Messer und dem Ideal einer Ungerechtigkeit ihren Weg und werden am Ende vom neuen Staat ermordet oder in Ketten in die Kerker geworfen. Dem armen Baron di Mandralisca bleibt nichts anderes übrig, als dem Volk seine Schneckenammlung zu vermachen, nebst einigen Malereien, die an seinen Wänden hängen.

Am faszinierendsten ist ein kleines Ölgemälde von Antonello da Messina, das *Porträt eines Unbekannten*. Es hatte in der Apotheke Di Salvo an der Hauptstraße von Lipari überdauert, als einer der Türflügel des Apothekerschranks (die Kunden sahen es nur von der Rückseite). Als Pirajno di Mandralisca es 1860 schließlich entdeckte, war es in schlechtem Zustand. Die Tochter des Apothekers hatte beide Pupillen des Unbekannten mit dem Dorn einer Aloe durchbohrt, vielleicht,

weil er ihr Angst machte, vielleicht aber auch, weil er sie an einen Mann erinnerte, der sie nicht geliebt hatte, oder von dem sie verführt und dann verlassen worden war.

Das Bildnis zeigt das Porträt eines vor vier Jahrhunderten geborenen Mannes, wahrscheinlich ein Liparote – Schiffseigner oder Matrose. Antonello hatte zwischen 1470 und 1475 auf Lipari gelebt und dort die Wappen, Insignien und Banner des aufblühenden äolischen Hafens gemalt.

Mandralisca stellte das Gemälde in seinem Privatmuseum aus, das mit allen seinen Sammlungen bei seinem Tod 1863 der Gemeinde von Cefalù zufiel. Und so auch dieses Gemälde. Und hier ist die Geschichte zu Ende ... nein! Dank Consolos Roman erwachte der Matrose wieder zum Leben und konnte weiterhin seine beunruhigende Wirkung verbreiten. Der Unbekannte, gemalt in Öl auf schwarzem Grund und in der Manier flämischer Meister in Dreiviertelansicht, trägt ein Barett, das seine Stirn bedeckt, und verzieht die Lippen zu einem spöttischen, feigen, womöglich sadistischen Lächeln. Vielleicht handelt es sich aber auch nur um ein zufriedenes und selbstsicheres Schmunzeln. Es lässt sich gut nachvollziehen, dass die Tochter des Apothekers von seinem Anblick ebenso verängstigt wie fasziniert war. Der Unbekannte ist rätselhaft. Seit Erscheinen des Romans wird darüber diskutiert, ob er nicht gar als das wahre Symbol eines universellen italienischen Charakters gelten mag, eines Geheimnisses vergleichbar dem der Mona Lisa – die Bedeutung seines Blicks, seine erotische Kraft, das Zweideutige, die *sicilianità*.

Leonardo Sciascia beispielsweise schrieb:

... Wem ähnelt der Unbekannte aus dem Museum Mandralisca? Dem Mafioso vom Land und dem der besseren Viertel, dem Abgeordneten auf den

Bänken der Rechten und dem auf denen der Linken, dem Bauern und dem Staranwalt. Er ähnelt dem, der diese Zeilen schreibt (so wurde ihm gesagt), und bestimmt ähnelt er Antonello. Und versucht einmal, den sozialen Stand und das besondere Menschsein dieses Charakters zu bestimmen. Unmöglich. Handelt es sich um einen Adligen oder einen Mann aus dem Volk? Einen Notar oder einen Bauer? Einen ehrlichen Mann oder einen Gauner? Einen Maler Dichter Meuchelmörder? »Er ähnelt«, das ist alles.

Eben wegen dieser allgemeinen Ähnlichkeit und vielleicht, weil auch ein Meer dazwischen liegt, und Aufbrüche und die Ferne, schien mir, als ähnelte die Fotografie von Joe Defatta Antonellos Unbekanntem. Sein Haaransatz zeichnet dessen Barett nach, die Gesichtsfarbe ist ähnlich, ebenso wie die Haltung des Oberkörpers und des Kopfes. Und natürlich die Augen. Lebendig, ironisch, jungenhaft, bedrohlich.

Heute wissen wir, dass es vor allem ihre Augen und ihre Haut waren, die Defatta und seinen Brüdern den Tod brachten: Jene, die beschlossen hatten, ihrem Leben ein Ende zu machen, fürchteten sich davor. Vor der Farbe ihrer Haut und vor jenen Augen, jenem Lächeln. Genauso wie die Tochter des Apothekers von Lipari angesichts des Gemäldes von Antonello.

Mehr als das Geheimnis der Augen und eines Lächelns standen jedoch zur Zeit unserer Geschichte die Haut samt den Tätowierungen, die angewachsenen Ohrläppchen, die Schädelform der Sizilianer, speziell der armen und rebellischen, im Mittelpunkt einer besessenen Aufmerksamkeit. Von der Wissenschaft des frischgebackenen italienischen Staates wurde eine Erklärung gefordert, warum die kalabrischen, siziliani-

schen und sardischen Bauern so arm und so böse waren. »Das liegt ihnen im Blut«, sagten die Forscher. In den Windungen ihres Gehirns, da sei nichts zu machen. Es wäre ein Segen, gingen sie alle auf und davon nach Amerika.

3 Der sechste Mann

Zur Zeit der Ereignisse war Madison Parish wahrscheinlich das »schwärzeste« Parish in den gesamten Vereinigten Staaten von Amerika. So schwarz, als wäre es eine Provinz des Kongo.

Verloren im Nichts, abgeschieden aufgrund der Entfernung von allem und der Langsamkeit, mit der die Nachrichten eintrafen, erinnert es an das Dorf Macondo in García Márquez' Roman *Hundert Jahre Einsamkeit*. Die amerikanische Regierung erwarb das Gebiet 1803 im großen Louisiana Purchase von Napoleon, zu einem Kaufpreis von fünfzehn Millionen Dollar. (Napoleon war nach seinem verheerenden Ägyptenfeldzug knapp bei Kasse; die Amerikaner hatten erwartet, sehr viel mehr aufbringen zu müssen).

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, ehe Tausende chinesischer Halbsklaven eintrafen, um die Bäume abzuholzen, war der ganze Bezirk ein ausgedehntes Waldgebiet gewesen, bevölkert von Bären und dem Stamm der Choctaw-Indianer, die entlang des Mississippi siedelten. Dutzende von Bayous mit üppiger Vegetation, Heimat zahlreicher Alligatoren, zogen sich am Lauf des großen Flusses dahin. Gerodet und durch Dämme und Wälle befriedet, wurde dieses Land

zu einem der ertragreichsten Territorien für den Anbau von Baumwolle und so zu einer der größten Sklavenansiedlungen in Amerika.

Der Name Tallulah existiert seit 1853. Der örtlichen Legende zufolge hatte sich der junge Eisenbahningenieur, der mit der Festlegung eines neuen Streckenverlaufs beauftragt war, bereits für das benachbarte Richmond entschieden. Er erlag jedoch der Verführung einer schönen Witwe und Besitzerin einer großen Baumwollplantage. Also änderte er den Streckenverlauf und konzipierte die Bahnstation nach den Vorstellungen der Dame. Nachdem sie bekommen hatte, was sie wollte, war sie nicht mehr an dem Ingenieur interessiert. Er muss ein romantischer Typ gewesen sein, da er die neue Station aus Rache Tallulah nannte, nach einer Geliebten, die er in Georgia gehabt hatte. Der Name ist indianischen Ursprungs und bedeutet »springendes Wasser«, sprich Wasserfall.

Die Bahnstrecke verband Tallulah mit den Städtchen Monroe und Shreveport im Nordwesten, mit Baton Rouge, der Hauptstadt von Louisiana, im Süden und schließlich mit dem großen Hafen von New Orleans. Im Osten setzte der Zug auf einer Eisenbahnfähre über den Fluss, die erste Station war Vicksburg, dann ging es weiter nach Jackson, der Hauptstadt von Mississippi. Im Gegensatz zum katholischen Süden Louisianas ist der Norden protestantisch; er grenzt an die Bundesstaaten Mississippi, Arkansas und Texas, und der geographischen Nähe entspricht auch eine hinsichtlich Traditionen und kultureller Eigenheiten. Den Einwohnern von Tallulah reichte es nicht, Richmond um die Bahnstation betrogen zu haben. In einem nächtlichen Überfall entwendeten sie den Nachbarn bald darauf sämtliche Katasterpläne und Besitzurkunden und deklarierten Tallulah als Verwaltungssitz des Parish.

Ende des neunzehnten Jahrhunderts besaß Tallulah einige große Villen und eine auf zwölftausend Schwarze und nur hundertsechzig weiße Familien geschätzte Bevölkerung. Weniger als die Hälfte dieser insgesamt etwa vierhundert Weißen verfügte über Landbesitz und war folglich wahlberechtigt.

Ein Weißer auf zwanzig Schwarze, in manchen Gegenden des Parish einer auf hundert. Die Schwarzen, seit 1865 keine Sklaven mehr, wohnten für gewöhnlich an den Waldrändern oder auf den Baumwollplantagen; ihre Lebensmittel bezogen sie in großen, von Weißen betriebenen Verkaufsstellen. Nur an den Sonntagen sah man sie in Gruppen, beispielsweise anlässlich von Tauffeiern, bei denen sie die Kinder an der Mole eines der größten Bayous des Parish ins Wasser tauchten.

Die Naturgewalten – Überschwemmungen und Krankheiten – suchten Madison Parish immer wieder aufs Schwerste heim. 1896 trat der Mississippi auf verheerende Weise über die Ufer; kleinere Überschwemmungen waren beinahe an der Tagesordnung. Im Durchschnitt alle sieben Sommer wuchs sich das heimische Gelbfieber zur Epidemie aus. Vor allem aber machte der Bürgerkrieg dieser Ecke von Louisiana schwer zu schaffen.

Die Landschaft ist flach und reichlich eintönig. Ist man jedoch zu Fuß auf den Wegen rund um Tallulah unterwegs, stößt man immer wieder auf einen halben Quadratmeter große Metallschilder, die an einem Eisenpfahl befestigt im Boden stecken, oft mitten im hohen Gras. Dutzende um Dutzende, und alle verweisen auf kleinere, man könnte auch sagen völlig belanglose Episoden aus dem Bürgerkrieg. »Hier versuchte das Unionsheer eine Pontonbrücke zu errichten«, »Hier wurde das Tennessee-Bataillon durch heftiges Gewehrfeuer zum vorübergehenden Rückzug gezwungen«, »Hier

bestand ein Munitionslager, das von den Angreifern aus Vicksburg zerstört wurde«. Diese ganze Erinnerungskultur kulminiert auf der anderen Seite des Flusses im weltweit vielleicht größten Militärmuseum, dem Vicksburg National Military Park, der sich über Dutzende von Hektar erstreckt. Eingebettet in die Hügel, wurde das Gelände der sieben langen Monate währenden Belagerung der Stadt, die am 4. Juli 1863 mit einer für die Konföderierten fatalen Niederlage endete, zu einer nationalen – und parteienübergreifenden – Gedenkstätte des Krieges. Jeder amerikanische Bundesstaat erinnert an seine Mitwirkung am Bürgerkrieg in Form riesiger Bauten aus Marmor und Granit, eine Aneinanderreihung von Skulpturengruppen mit sterbenden Infanteristen, geschwenkten Fahnen, Granatwerfern und Kanonen, scheuenden oder stürzenden Pferden.

Mit dem Verlust von Vicksburg verloren die Sklavenhalterstaaten die Kontrolle über den Fluss und die Möglichkeit der Bevorratung: Die Konföderation wurde gespalten. Den Sieg erzielten die beiden großen Strategen der Unionstruppen, die Generäle Ulysses Grant und William Tecumseh Sherman, die durch den Einsatz von U-Booten, Panzerschiffen, schwimmenden Festungen – den sogenannten Pook-Schildkröten –, durch Angriffskommandos und Dynamit gewaltige Kräfte entfalteteten. In den Südstaaten gelten die beiden noch heute als Psychopathen, als gewalttätige und unmenschliche Yankees, die Militärgeschichte dagegen feiert sie als geniale Väter der Kunst moderner Kriegsführung.

Wirklich ein sonderbarer Ort, an den es fünf Sizilianer verschlagen hatte, um sich umbringen zu lassen. Und doch wird sie das viele Land, Schmelztiigel von Arm und Reich, an ihre Insel und deren Geschichte erinnert haben. Und nur durch einen historischen Zufall stießen sie da drüben nicht auf den General, der das Leben ihrer Väter verändert hatte.

Giuseppe Garibaldi hätte nämlich die Stelle von Grant oder Sherman einnehmen, die Truppen von Präsident Lincoln bei ihrem Kampf in den Sümpfen anführen und Vicksburg belagern sollen. Blond und hoch zu Pferde, den Poncho um die Schultern, hätte er der Befreier der in Ketten liegenden Sklaven sein sollen. Lincoln hatte Garibaldi, der 1860, nach dem aufsehenerregenden Krieg zur Befreiung Siziliens, als populärste europäische Persönlichkeit galt, ernsthaft dafür in Betracht gezogen. Garibaldi sorgte für Schlagzeilen in den amerikanischen Zeitungen («Garibaldi kommt!», «Garibaldi wird die Armee befehligen», «Garibaldi's Einsatz löst sich in Luft auf»), als wäre er ein berühmter Fußballstar. Lincoln schickte bereits 1861 eigens einen Gesandten, den Diplomaten Henry Shelton Sanford, allein und inkognito auf die sardische Insel Caprera, um den General für sich zu gewinnen. Garibaldi, zu jener Zeit siebenundfünfzig Jahre alt und mit dem Nimbus des Befreiers der Unterdrückten, geriet natürlich in Versuchung, aber mit Shelton Sanford sprach er Klartext.

»Sagen Sie es mir, lieber Freund. Was genau ist das Ziel dieses Krieges? Handelt es sich um die Eroberung des Südens oder um die Befreiung der Sklaven? Offen gestanden, mich interessiert nur der zweite Fall. Überhaupt könnte man von dort aus gleich weitermachen und auch die Schwarzen in der Karibik und in Brasilien befreien ...«

Shelton Sanford blieb einigermaßen vage, und Garibaldi war nicht überzeugt. Auch war ihm nicht klar, welchen Status er haben würde. Besäße er die vollen Machtbefugnisse, oder müsste er sie teilen? Und mit wem?

Nach zwei Tagen eingehender Gespräche trennten sich Shelton Sanford und Garibaldi, ohne dass Letzterer den Auftrag angenommen hatte. Wie schade!

Nur wenige Schritte von Tallulah entfernt liegen die Orte,

die uns noch immer unser Blut in Wallung bringen. Wer weiß, ob Garibaldi nicht das Gleiche getan hätte wie General Grant. Um Vicksburg von Westen aus anzugreifen, musste man die Kontrolle über den Fluss gewinnen. Und eben hier macht der Fluss eine Biegung, und jeder Angreifer wird zur leichten Beute der auf den Klippen platzierten Kanonen. Grant beschloss, die Flussschleife durch das Ausheben eines Kanals zu umgehen. Zwanzigtausend Soldaten und fünftausend befreite, aus dem Stegreif angeheuerte Sklaven mussten ein Jahr lang inmitten der Sümpfe und Alligatoren eine Arbeit leisten, die schlimmer war als alles, was sie je zuvor gemacht hatten. Diese schlecht verpflegte, von Malaria und Kanonenschlägen gebeutelte Truppe opferte das Leben von mehr als zehntausend Männern, um einen Durchbruch zu schaffen. Was ihr am Ende misslang: Vicksburg wurde dann von Süden eingenommen.

Die Gegend und die Sümpfe werden heutzutage am Wochenende von organisierten Expeditionen eines »Tourismus auf den Spuren der Geschichte« heimgesucht, bewaffnet mit Metalldetektoren und auf der Suche nach alten Projektilen, Waffen, Münzen oder wer weiß welcher verborgenem Schatz.

In Madison Parish hinterließ der Krieg vielfache Zerstörung, Elend und eine unbezwingbare Feindseligkeit. Zum ersten Mal wurden hier befreite Sklaven von Unionisten in eine Uniform gesteckt und mit Gewehren ausgerüstet. Glaubt man den Konföderierten, dann besudelten sie sich durch Vergewaltigungen und Plünderungen des Besitzes ihrer vormaligen Herren. Gerieten sie in Gefangenschaft, wurden sie wie treulose Hunde erschossen. Darüber hinaus brannten die Konföderierten die großen Plantagen lieber nieder, anstatt sie dem siegreichen Feind zu überlassen.

Dreißig Jahre nach jenen Ereignissen konnten sich die Groß-

grundbesitzer noch immer nicht mit der Zerschlagung ihres perfekten Lebenssystems, der Ordnung ihrer Ländereien abfinden, aufrechterhalten von gehorsamen afrikanischen Sklaven, von einer Religion, die die Überlegenheit der weißen Rasse – die Bibel immer griffbereit – untermauert hatte, und von einer Politik, die niemals auch nur in Erwägung gezogen hatte, die Schwarzen als Bürger zu behandeln. In Erinnerung an diese perfekte Welt erschienen in Tallulah die Memoiren von Kate Stone Holmes, Tochter der größten Familie des Ortes, gebildet, sensibel, patriotisch, fast wie eine Scarlett O'Hara aus *Vom Winde verweht*. In ihrem Tagebuch beschrieb sie den Krieg aus dem Blickwinkel der Plantage Brokenburn – tausendzweihundert Hektar Land, hundertfünfzig Sklaven, erworben auf dem Markt von New Orleans. Sie berichtete vom Mut ihrer Brüder, allesamt Soldaten, und von der Galanterie der Alten Welt, die sich in Tallulah bei Kostümturnieren in Anlehnung an die Romane von Sir Walter Scott vergnügte, die ihre Tapeten in der Schweiz und ihre Lüster in Murano kaufte. Sie erwähnte die Pläne für eine Grand Tour durch Europa, noch bevor der Krieg ausbrechen würde. Und beschrieb dann die Flucht nach Texas, den Verlust sämtlicher Besitztümer, schließlich die Rückkehr und die Wut angesichts der Usurpation der urreigenen Welt.

In diesen Winkel der Welt also hatte es die Defattas aus Cefalù verschlagen. Sie waren einem gesellschaftlichen System entflohen, das den Anschein machte, als wollte es sich verändern, und das sich doch in keiner Weise verändert hat. Während derselben Jahre, in denen die Truppen der Nordstaaten den größten Krieg gegen die Wirtschaft der Großgrundbesitzer und die Sklaverei lostraten, den diese Welt je gesehen hat, ging im alten Mittelmeerraum, an der sizilianischen Küste, ein sonderbarer blonder General an Land, um die von den

Bourbonen und der Kirche unterdrückten Sklaven zu befreien. Er versprach ihnen, dass sie nie mehr niederknien müssten, um die Hände der Herren zu küssen, vielmehr würde deren Land an sie als seine neuen Besitzer übergehen.

Die Defattas waren bis nach Tallulah gekommen, weil es sich dabei um ein faules Versprechen handelte. Sie hatten festgestellt, dass ihre Forderung nach Land mit Flintenschüssen beantwortet wurde. Auch die befreiten Schwarzen in Amerika hatten nicht das ihnen versprochene Land bekommen. Sie hatten gar nichts bekommen.

In der Nacht des 20. Juli 1899 hingen die fünf Leichen am Galgen, doch die Arbeit der Lynchknechte war noch nicht beendet. Reiter sprengten durch Tallulah. Sie hatten die Verbindung zur Außenwelt abgeschnitten, indem sie den Telegrafisten mit vorgehaltener Waffe in Schach hielten und die beiden Zufahrtsstraßen zur Stadt kontrollierten. Sie hatten die Wohn- und Ladenräume der Defattas nach Waffen oder irgendwas anderem durchsucht, womit sich das Vorhaben der Sizilianer, ihr Komplott, beweisen ließe. Und nun versammelten sie sich, um das Edikt, so hatten sie es genannt, in die Tat umzusetzen.

Das Edikt war ganz simpel: Im Madison Parish darf kein einziger *Dago* überleben. Es gab allerdings noch zwei, Vater und Sohn, nur ein paar Meilen entfernt im kleinen Ortsteil Milliken's Bend am linken Ufer des Mississippi. Für die Lyncher war es nichts Außergewöhnliches, auch auswärts zu operieren, das hatten sie schon zuvor gemacht. Eine Posse Comitatus* – eine improvisierte Miliz – sammelte sich auf dem Hauptplatz und machte sich bereit, neun Meilen nach Nor-

* Die Posse Comitatus (lat.: »Kraft für das Land«) ist eine alte englische Institution, die aus tauglichen Männern über fünfzehn Jahren besteht, die vom Sheriff mobilisiert werden, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. [Anm. d. Übers.]

den zu galoppieren, um so schnell wie möglich in Milliken's Bend einzufallen.

Bei den Gesuchten handelte es sich um Giuseppe Joe Defina und seinen Sohn Salvatore, der noch im Jungentalter war. Joe Defina gehörte derselben »Rasse« an wie die Gehängten; mehr noch, er war der Schwager eines der Defattas, und in Tallulah kannten ihn alle. Auch er hielt sich seit sechs Jahren in dieser Gegend auf und betrieb einen Gemischtwarenladen, in dem sich ganz Milliken's Bend versorgte. Er gehörte ebenso wie die anderen bestraft, das war klar, denn es konnte nicht sein, dass er von der Absicht des Schwagers, Doktor Hodge umzubringen, nichts gewusst haben sollte.

Doch in jener Nacht lief es für die Lyncher schlecht, dank zweier rechtschaffener Menschen, Mr. Ward und Dr. Gaines. Ersterer befand sich auf dem Rückweg von Milliken's Bend, als er auf die Posse stieß, die sich gerade zum Aufbruch bereit machte. Sie informierten ihn, dass sie vorhatten, Joe Defina zu lynchen. Ward wendete sein Pferd und ritt so schnell er konnte zurück, um ihn zu warnen. Dasselbe tat Dr. Gaines, ein Kollege von Doktor Hodge, der diesem einen Hausbesuch abgestattet und festgestellt hatte, dass er sich keineswegs in Lebensgefahr befand. Die Verletzungen an Händen und Bauch, verursacht durch eine Ladung Schrot aus der Jagdflinte, waren alles in allem oberflächlich. Und so sprang auch Gaines auf sein Pferd.

Vor dem Geschäft von Joe Defina setzten sich die beiden für Verhandlungen zwischen dem Lynchkommando und dem Mann ein, der gehängt werden sollte. Anfangs hatte man Joe offenbar vierundzwanzig Stunden zugestanden, um das Parrish zu verlassen, diese wurden aber plötzlich auf drei reduziert. Defina begreift, dass seine einzige Chance darin besteht, über den Fluss zu kommen. Einer seiner Arbeiter, ein Schwarzer namens Buck Collins, hilft ihm dabei: Er besorgt